

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 30 (1978)
Heft: 3

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«MS Franziska»: Familienidylle auf dem Rheinkahn

Serie in acht Teilen von Heinz Oskar Wuttig im Fernsehen DRS und der ARD

Heinz Oskar Wuttig, Autor massgeschneiderter Familienserien wie «Salto mortale», «Alle meine Tiere» oder «Forellenhof» unterhält zur Zeit wiederum ein dankbares und grosses Fernsehpublikum in der Schweiz und in der Bundesrepublik. In acht Fortsetzungen lebt, lacht und weint eine in die Millionen gehende Zuschauerschaft mit der Familie Wilde auf dem Rheinkahn «MS Franziska». Kommandiert wird das schon alte, aber noch wacker seinen Dienst versehende Motorschiff vom ebenfalls schon alten, doch stets rüstigen Partikulierschiffer Jakob Wilde. An Bord sind ferner sein Sohn Paul und seine Schwiegertochter Aavje sowie die niedliche Enkelin Christa und eine treuherzig in die Runde blickende Promenaden- oder – wahrscheinlicher – Rheinhafenmischung von Hund. Allesamt bilden sie eine verschworene Schicksalsgemeinschaft, die ihr Boot durch alle Fährnisse und Untiefen steuert, die der Rhein und auch der Fluss des Lebens so bereithalten.

Was sich ausserhalb der kleinen Welt des friedlich rheinauf und rheinab tuckernden Frachtschiffes abspielt, ist zumindest dem wackeren Jakob Wilde mehr oder minder suspekt. Weder Sohn Bruno, der auf einem modernen Schubboot Schicht fährt, noch Sohn Ernst, Kapitän des stolzen Passagierschiffs «Britannia», kommen beim starrköpfigen Alten über den Status verlorener Söhne hinaus: Wenn er auch seinen Stolz über die Karriere der beiden kaum verhehlen kann und ihnen auch immer wieder herzlich begegnet, so sind sie doch Abtrünnige der traditionellen, der allein freien Rheinschiffahrt. Seine Sympathien – und natürlich bald auch die des Zuschauers – sind auf Seiten der Partikulierschiffer, die um Transportaufträge ringen und sich dabei gelegentlich schlaumeierisch übers Ohr hauen, der tüchtigen Schifferfrauen, der bald überflüssigen Lotsen, welche die Kähne sicher durchs «Gebirge» geleiten, und der deftigen Kneipenwirte in den Häfen zwischen Basel und Rotterdam. Aus dieser Konstellation entstehen denn die kleinen und grossen Familienkonflikte, die das Salz solcher Serien sind und jene zumindest partielle Identifikation ermöglichen, die den Zuschauer ans Gerät lockt. Wuttig hilft hier, eher mit dem dramaturgischen Zweihänder als mit der feinen Klinge des Floretts nach, indem er Ernsts Kapitänsgattin als exaltierte, Familienhäuschen bauende und Geld verschwendende Landratte zeichnet. «Du bist zwar ein guter Kapitän, aber zuhause hast Du Dir das Ruder aus den Händen nehmen lassen», wirft der alte Schiffer seinem Sohn mit der goldbetresten Uniform bald einmal vor.

Konflikte in Familienserien werden ausgelegt, um zielstrebig auf ein Happy-End und die Wiederherstellung der Ausgangssituation hin gelöst zu werden. Was innerhalb der Familie an Auseinandersetzungen aufkeimt, regelt Jakob Wilde mit der starken Hand des Patriarchen und väterlicher Autorität, jenen zwei sicheren Werten, die im wirklichen Leben offenbar verloren gegangen sind und die sich so mancher sehnlichst wieder herbeiwünscht. Schwerer tut sich der Schiffer-Senior mit jenen Problemen, die von aussen an ihn herangetragen werden. Auch auf dem Rhein hat sich die Welt verändert. Hart wird um jeden Auftrag gekämpft, die grossen Redereien machen den Partikulierern das Leben sauer, und wer einen so alten Kahn wie Jakob fährt, sieht sich oft von den Gegebenheiten eines allein auf Wirtschaftlichkeit getrimmten Transportwesens überrollt. Doch weil Jakob der kalten Rendite herzlichen Lebensreichtum entgegensetzt, ihm seine Familie und seine vielen Freunde zu Lande und zu Wasser dabei helfen und ihm gerechterweise auch das Glück des Tüchtigen zur Seite steht, vermag der alte Schiffer sich und die Seinen über Wasser zu halten.

Geschichten, die das Leben schrieb? Wohl kaum. Heinz Oskar Wuttig folgt getreu

den Gesetzen der Familienserie: Diese sehen strikte vor, dass alles Unheil, das in eine festgefügte Umwelt einbricht, überwunden werden muss, ohne dass sich dabei diese und die in ihr lebenden Personen wesentlich verändern. Das zwingt die Serienschreiber, sich relativ einfache Konfliktmuster auszudenken, die sich leicht und logisch auflösen lassen. Soll die Geschichte zudem eingängig bleiben – dass dies der Fall zu sein hat, schreiben die Auftraggeber von Familienserien zwingend vor – werden kompliziertere gesellschaftliche und soziale Zusammenhänge fast ausnahmslos ausgespart. Dadurch entsteht eine in sich geschlossene Welt, in der jeder seines eigenen Glückes Schmied ist oder sein böses Schicksal selber verschuldet. «MS Franziska» macht hier keine Ausnahme. Getragen vom gütigen und weisen Vater Rhein, sieht sich eine Familie auf einer Inselwelt mit Problemen konfrontiert, die nur scheinbar auch die unseren sind, ja die in Wirklichkeit gar keine sind, weil die Lösung in ihnen systemimmanent, von vornherein enthalten ist. Das wirkliche Leben schreibt leider, aber vielleicht auch glücklicherweise andere Geschichten, allein schon deshalb, weil jedes Individuum abhängiges Mitglied einer komplizierten, reichstrukturierten Gesellschaft ist, die mit der überschaubaren Schicksalsgemeinschaft in den Familienserien nicht verglichen werden kann. Dass Familienserien – und mit ihnen Wuttigs «MS Franziska» – nicht zu gesellschaftlichen Modellen werden können, hängt damit zusammen, dass sie von einer unwirklichen Maxime ausgehen: von jener des durch Wohlverhalten und persönliche Initiative herstellbaren Glücks. Wen wundert's noch, dass zünftige Kritiker, Medienpädagogen und Soziologen in ihnen Opium für das Volk sehen?

Doch was nützt diese Erkenntnis im Elfenbeinturm, wenn andererseits Millionen sich genüsslich zu Gemüte führen, was ihnen die Stimmungsmacher im Fernsehen mehr oder weniger gerissen vorsetzen? Was nützt sie vor allem angesichts einer Serie wie «MS Franziska», die, einmal abgesehen von den einschlägigen Klischees, wirklich



ausgezeichnete Unterhaltung und zumindest teilweise recht interessante Informationen über das Leben auf dem Rhein vermittelt? Wolfgang Staudte, noch immer ein Könner des Regiefachs, hat die Serie von Wuttig geschickt und durchaus als Augenschmaus inszeniert. Die Bilder vom Rhein, seinen Häfen, seinen Schiffen und seinen Menschen vermögen selbst auf dem kleinen Bildschirm immer wieder zu faszinieren. Dazu sind als Darsteller wirklich ausgezeichnete Schauspieler gefunden worden, allen voran Paul Dahlke, der den starrköpfigen, aber gemütvollen Schiffer mit Herz und Intelligenz spielt. Aber auch Femke Boersma als tüchtige Schifferfrau verfügt über eine natürliche Ausstrahlung. Bedauernswert allein, dass sie vom Buch, das den Frauen allgemein untergeordnete Rollen zuschiebt, nicht etwas reicher ausgestattet wurde. Zu erwähnen wäre in diesem Zusammenhang schliesslich noch Robert Wolfgang Schnell, der handfest und doch wiederum mit schöner Zurückhaltung den Schifferpastor Blacky spielt, eine herrliche Figur, die sich als origineller Seelsorger, aber auch als begnadeter Säufer vor dem Herrn entpuppt.

Wer sich dem grossen Unterhaltungswert dieser Serie verschliesst, gegenüber ihrer starken Faszination, die sich ja fast notwendigerweise aus dem doch aussergewöhnlichen Leben auf dem Rhein ergibt, blind bleibt, kann als Kritiker ebenso wenig ernst genommen werden, wie jener, der sich der Problematik ihrer Klischeehaftigkeit nicht bewusst wird. Mitsehen, mitgeniessen, mitdenken: Mit der Aufforderung zu einem bewussten, offenen und kritischen Zuschauen wird man wohl auch dieser Serie gerechter als durch einen Verriss aus dem Abseits des elitären Fernsehkritikers. In diesem Sinne: viel Spass auf der nächsten Fahrt mit der «MS Franziska».

Urs Jaeggi.

Spiel über die Wiedereinführung der Todesstrafe in der Schweiz

Zu Walter Kauers Hörspiel «E Schtaat suecht e Mörder» (19./24. Januar Radio DRS)

Das Thema ist aktuell: Einzelne Nationalräte wie auch Anhänger nationaler Kreise fordern seit längerer Zeit schon die Wiedereinführung der Todesstrafe in unserem Land. Sie argumentieren, dass nur die Androhung dieser Höchststrafe bewirken könne, dass Terroristen von unseren staatlichen Einrichtungen und notorische Sexualverbrecher von unseren Kindern und Frauen ferngehalten werden. Und sie sind auch überzeugt, dass nur ein entsprechendes Gesetz Legitimität und Ordnung bei uns erhalten vermag.

Der Schweizer Autor Walter Kauer («Spätholz», «Schachteltraum») hat diese politischen Bestrebungen zum Anlass genommen, um ein Spiel zu entwickeln, das die Konsequenzen eines solchen Entscheides zur Darstellung bringt: Zu Beginn der in Dialogsequenzen aufgebauten Handlung verliest ein bekannter Nachrichtensprecher Abstimmungsresultate: Das Schweizervolk habe soeben die Initiative zur Wiedereinführung der Todesstrafe mit 53 Prozent Ja-Stimmen und 23½ zustimmenden Ständen angenommen. Die eigentliche Auseinandersetzung kommt aber erst drei Jahre später in Gang, in dem Augenblick nämlich, da es gilt, das erste rechtsgültige Todesurteil zu vollziehen. Hier setzt nun das Hörspiel an und versucht abzuklären, vor welche Schwierigkeiten die ausführende Behörde gestellt ist.

Der federführende Staatsanwalt Dr. Merz, ein prinzipieller Gegner der Todesstrafe, hat für den Prozess gegen einen Sexualverbrecher die Anklageschrift wohl selber verfasst, sie aber von seinem Stellvertreter, dem jungen Juristen Born vor Gericht vertreten lassen. Dieser ist nun derart geschickt zu Werk gegangen, dass Geschworene und Richter, nicht zuletzt auch unter Einfluss der Stimmung im Saal und in der Öffentlichkeit, sich ohne weiteres zum Schuldspruch und zum Verhängen der Todesstrafe haben verleiten lassen. Merz schwankt zwischen amtlichem Pflichtgefühl und seiner eigenen Meinung, entzieht sich aber dem Dilemma dadurch, dass er den Vollzug ebenso seinem Stellvertreter anhängt. Diesem ist nun in erster Linie die Aufgabe

überbunden, einen geeigneten Henker zu suchen, die Art der Hinrichtung zu bestimmen und den ganzen Vorgang als Vertreter der Justiz zu überwachen.

Born kommt sich angesichts dieser Aufgabe vor wie jene Beamten des Naziregimes, die stets Sehnsucht nach friedlicher Gartenarbeit hatten. Wie er dies sagt, wird er sogleich vom Staatsanwalt mit dem Hinweis zurechtgewiesen, es gehe hier nicht um Mord, sondern um den Vollzug eines ordentlichen Urteils. Versehen mit solchen Beschwichigungen macht er sich daran, in Zusammenarbeit mit Dr. Hans Kuster von der Vollzugsabteilung ein Reglement mit Pflichtenheft für die Anstellung eines Henkers im Staatsdienst zu erstellen. Daraus leiten die beiden unter etwelchen Skrupeln später einen Inseratentext ab, der besagt, dass ein Strafvollzugsbeamter im höheren Dienst gesucht werde, der unter anderem die Vollziehung der Höchststrafe an die Hand nehmen würde. Voraussetzungen seien: abgeschlossene Berufslehre, unbescholtener Leumund, militärische Einteilung, Fremdsprachenkenntnisse und Takt im Umgang mit Klienten.

Auf dieses Inserat melden sich, entgegen den geheimen Hoffnungen der Inserenten, eine ganze Reihe Interessenten, von denen jedoch ein Grossteil, da zu sadistisch veranlagt, ausscheidet. Ausgewählt wird schliesslich der Schulhausabwart Huwyler, der durch seine Frau forciert worden ist, sich zu bewerben. Polizeiliche Erkundigungen haben ergeben, dass er, der sich zweimal pro Woche betrinkt und als Quartiervorsteher der Vaterländischen Bewegung das Quartier von Ausländern reinhält, durchaus normal und damit für die Aufgabe geeignet sei. Da Huwyler durch seine neue Anstellung (keine Samstagarbeit) Gelegenheit erhält, sein in letzter Zeit vernachlässigtes Hobby, das Standschiessen, wieder zu betreiben, ist auch die Frage nach der Hinrichtungsart bald beantwortet. Am Hinrichtungsmorgen um halb sieben sitzt die Frau des Henkers vor dem Radio und wartet ungeduldig auf die Rückkehr ihres Mannes. Der Nachrichtensprecher meldet, dass die erste Hinrichtung in der Schweiz um drei Stunden habe verschoben werden müssen, da der zuständige Vertreter der Staatsanwaltschaft auf der Hinfahrt im Auto tödlich verunglückt sei, und eiligst ein Ersatzmann habe beschafft werden müssen.

Das hier zur Diskussion stehende Hörspiel ist im Hinblick auf Form wie auch auf Thematik etwas vom besten, das ich je mitbekommen habe. Dank der nüchternen, realistischen Anlage, dank der Beschränkung auf nachvollziehbare Dialoge und Erläuterungen entsteht ein fiktives Gebilde, das geradezu erschreckend authentisch anmutet. An einer aktuellen Zeitfrage anknüpfend, wird ein denkbarer Ereignisstrang aufgegriffen und weitergesponnen und in einer Weise extrapoliert, die den Rahmen des Möglichen nicht sprengt. Die auftretenden Stimmen wirken allesamt glaubhaft in ihrem Sprachverhalten, in ihren Widersprüchen. Klar zum Ausdruck kommt in diesem Sinn vor allem der Widerspruch zwischen Rollenvorschriften und individueller Verantwortlichkeit. All diese Justizbeamten treten als Menschen auf, denen die vom Gesetz übertragene Aufgabe äusserst peinlich ist. Sie geraten damit in einen Gewissenskonflikt, der in der Unvereinbarkeit von Amts- und Eigenverantwortlichkeit seinen Ursprung hat. Von Amtes wegen, aufgrund der öffentlichen Meinung, der Gesetze und der Anordnungen des Regierungsrates sind sie gehalten, in erster Linie ihre Funktion zu erfüllen. Als denkende und erfahrende Menschen aber wissen sie genau, dass die Todesstrafe unsinnig ist, dass Sexualverbrecher in Kliniken und nicht auf das Schafott gehören, dass sie Diener der öffentlichen Rachesucht sind. Aber sie haben ihr Pflichtenheft, sie unterstehen der Gehorsamspflicht; und sie beziehen Lohn für die Erfüllung ihrer Pflicht.

Während die höheren Chargen sich aus der Sache heraushalten und ihre Hände mit Mühe in Unschuld zu waschen versuchen, geht der junge Born an seinem Gewissenskonflikt zugrunde. Aber ein Ersatz für ihn ist schnell zur Hand, ebenso schnell wie auch ein Henker gefunden werden konnte, der die schmutzige Arbeit übernimmt. Das System, das Gesetz erweist sich so als stärker als das Rechtsempfinden und der Eigenwille der einzelnen, in ihm integrierten Personen. Sie sind ihm in gewisser Weise ausgeliefert. Kauer lässt in solcher Perspektive auch eine bittere Kritik an unse-

rer Demokratie durchblicken, deren Gesetze in gewissen Fällen nichts als das Abbild einer verhetzten, verunsicherten und engstirnigen Volksmeinung sein mögen. Und ähnlich wie in den Filmen Alain Tanners strotzt es in den verschiedenen Dialogszenen von kleinen, ironischen Seitenhieben auf die politische Landschaft in der Eidgenossenschaft.

Es entsteht so das Portrait eines Staates und seiner Bürger, der bürokratischen Strukturen und politischen «Sachzwänge», das etwas allzu pointiert und überzeichnet sein mag, das aber durch die Prägnanz der Aussagen, durch das Aufgreifen schon bekannter, gesellschaftlicher Phänomene richtig betroffen macht. Und weil all dies so plausibel tönt, weil alles wirklich mal so sein könnte, erfüllt das Hörspiel noch einen weiteren Zweck: Es wird sozusagen zu einem Stück praktischer Öffentlichkeitsarbeit, welches möglicherweise mithilft, die Einführung der Todesstrafe in der Schweiz zu verhindern. Denn jedem Hörer dürfte bei dieser Thematik klar geworden sein, dass es besser ist, wenn der Staat niemals einen Mörder suchen muss.

Ueli Spring

BERICHTE/KOMMENTARE

Liebeserklärung an Charlie, den Tramp

Charles Chaplin 1889–1977

Chaplin – eine der stärksten Persönlichkeiten, denen ich in meinem Leben begegnet bin und zweifellos einer der grössten Wohltäter in dieser von Angst verfolgten Epoche.

Albert Einstein

In München, in Stuttgart, in Heidelberg und anderen Städten läuft jetzt der Film «Goldrausch». Wenn man abends an den Kinos vorübergeht, hört man, bis auf die Strasse hinaus, die armen, unterernährten, tiefbekümmerten Bayern, Schwaben und Badenser so laut lachen, dass die Trümmer in der Nachbarschaft wackeln.

Erich Kästner (1945)

Charlie Chaplin als Christus? Die Frage ist gewissenhafter Prüfung wert.

Hans Wickihalder (1927)

Über Chaplin lässt sich nichts Neues sagen, was ihm gerecht würde und nicht zugleich banal klänge.

René Clair (1931)

Über Charles Chaplin, der nun tot ist, zu schreiben, fällt mir schwer. Ich kannte ihn nur in seinen Filmen, und über die scheint alles geschrieben zu sein, was es zu schreiben gibt. George Bernhard Shaw nannte ihn «das einzige Genie, das der Film je hervorgebracht hat», und Mack Sennett, Buster Keaton, Sergej Eisenstein, René Clair, Jean Renoir, Jean Cocteau, Hans Richter, Bert Brecht, Kurt Tucholski, Béla Balász, Herbert Jhering, André Bazin, Georges Sadoul, Pierre Leprohon und viele andere haben mit aphoristischen Sätzen, gescheiterten Artikeln und tiefschürfenden Studien verschiedene Perspektiven und vielseitige Aspekte in Chaplins Werk aufgespürt und dargelegt. Und in seiner Autobiographie hat Chaplin selber das Bild gezeichnet, das er von sich der Nachwelt überliefern wollte. Charles Chaplin hat den märchenhaften Aufstieg aus dem Elend der Londoner Slums zum weltberühmten Star, Vater einer vielköpfigen Familie und zum reichen Villenbesitzer am Genfersee geschafft, er hat